

Frey, ein Erwecker der Schweizerballade

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dem ein gutes dichterisches Motiv entspringt, eine Quelle für alle Künste ist.

Nicht jedes Ritornell ist lyrische Konfession:

Lilie:

„Das Frührot streift des Klostergartens Lilien
Und sidert ins Geläß der müden Nonne,
Die auf den Fliesen kniet in den Vigilien.“

Ein Bild gesättigter Ruhe und Gegenständlichkeit. Ein starker Gefühlseindruck trotzdem. Es gibt poetische Motive an sich, die der Dichter findet wie der Sammler schöne seltene Steine.

Darf er sie nicht aufheben, weil sie nicht auf seinem eigenen Grund und Boden liegen? Die Bekenntnisjäger sagen nein; wir aber, die wir Wissen haben von der Seltenheit des Schönen, freuen uns, wo es aufleuchtet, und vergessen gern einmal mit dem lieben Volk

und den Kindern über dem Kunstgebilde den Bildner.

Manches dagegen ist scheinbar völlig gegenständlich und doch innerstes Bekenntnis:

„Du dunkle Märchensinnerin Salbei
Stehst im Geprunk der grellen Sommerblüte:
So wohnt der Ernst dem Fest des Lebens bei!“

Verhüllen und Offenbaren ist das Recht des Dichters, unseres, zu verlangen, daß Sinne und Geist durch sein Werk gesättigt werden. Den Geist berührt ein hoher Gedanke, die Sinne Klang und Glanz.

Ist Klang und Glanz bei Geist und Geist bei Klang und Glanz wie hier, dann vermählen sie sich zur Poesie, und wir wohnen dem lieblichsten Erdenfeste bei.

Fritz Enderlin, Zürich.

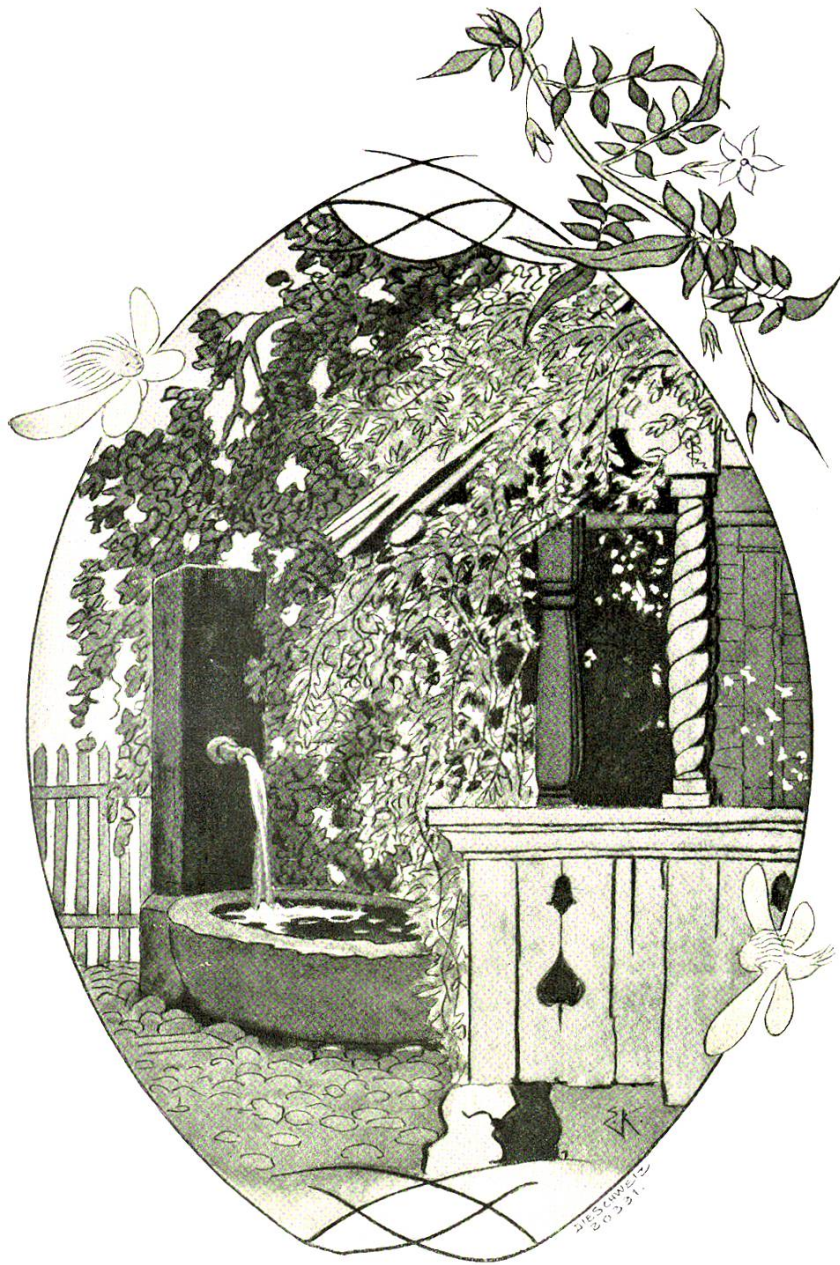
Frei, ein Erwecker der Schweizerballade.

Die nach Form, Gehalt und Inhalt schweizerische Ballade künstlerischen Ranges fehlte uns lange. Spitteler und Meyer schufen ihre Meisterballaden an der Hand von vorwiegend fremden Stoffen. Die Dichtungsart mit unsern von Haus aus dämmerungsfeindlichen Koloriten und wenig romantischen Geistesformen zu versöhnen, war Adolf Frei vorbehalten. Er hat das Dornröschen hinterm „bröckelnden Gestein“ unsrer Burgen geweckt und mit dem Blust unsrer Täler überschüttet. Er hat es zu den Kirchen und Kapellen der drei Länder geführt, wo um selige Urstände der gefallenen Freiheitskämpfer gefleht wird. Die braunen altschweizerischen Mauern wiegen es heute. Von der Welle umschäumt, sitzt es dort, Wildrosen auf dem Eisenhute, Ohr und Auge dem zwitschernenden Flühvogel, den firngefühlten Winden, dem Tellenschritt hoch oben in der Himmelsgrasse, der Pilgerfahrt der abgeschiedenen Seelen über die Sternematten und der letzten Not und dem letzten Trost totwund heimkehrender Helden dargegeben. Wer kennt nicht die satte Bildhaftigkeit der Totenfahrten in der Freyschen heroischen Landschaft und Ballade!

Diese Ballade, die, „versprüh'nder

Dörfer Schein auf dem Gewand“, und von Bolzenschauern umsprüht, ihren schweren Bilderreigen abwandelt, die den Wettlauf mit dem übers Blachfeld jagenden Ritter mit der Hieb- und Stoßkraft ihrer Sprache aushält, die Angstgewitter der stampfenden Reiterheere in ihre Rhythmen und Schauer aufnimmt, dem Bauern über seinen Heimweg das Pestweib führt, das er seinem Dorf zum Heil und sich zum Untergang erwürgen wird, — wie lieblich ist sie anderseits gewillt, dem sterbenden Winkelried nach Traumesfahrnis „vor Schwert und vor Speer“ „Wildfinkenschlag“ in die Kammer zu schütten!

Zweifellos geht schon der Herzschlag der Freyschen Landschaft balladest. Auch wo die Harste und Hörner der kriegerischen Ahnen nicht hindringen, handelt sie leidenschaftlich erregt. Die so stark ausgebildete Gleichniskunst des Dichters hebt das noch hervor. In grünen Flammen lodern von den „Altarhügeln der Frühlingserde“ die junglaubigen Bäume zum Himmel empor. „Wetterhengste“ rennen durch die Schluchten. „Reißiges Licht“ durchbohrt Winterpanzer. „Ueber der Felsenwilde steigen und blißen gebuckelte Wolfenshilde.“ Mit „gigantischer Schattenkeule“ schlägt der Fels die



Ernst Kreidolf, Bern.
Jasmin, Aquarell.

Ein Büschel Schneeraketen sprüht Jasmin
Auf meine Laube. Träumrisch singt der Brunnen,
Und der Zikaden Spiel begleitet ihn.

Adolf Frey.
(Aus „Blumen“, Ritornelle).

blumige Weide. „Behäbige Landsturm-
bäche“ und „meisterlose Rinnsalbuben“
stürzen unter den haushigen Bannern
roter Morgenwolken talab.

Wo dann zum Naturereignis die
menschliche Tat wirklich tritt, entsteht
eines der schönsten Gesamtbilder der
schweizerischen Heldenzeit, die in unsrer
Vorstellung leben.

Neben der Farbenslut besitzt es die
kontrastreichste Fülle. Seine Licht- und
Stimmungswechsel dringen aus „Heu-
mondmittagsglut“ vor „behelmter Fluh
von Speeren“ in Nachtschatten, die sich
zur Geisterschlacht über erlöschenden
Wachtfeuern verdichten können. Höhe
und Tiefe auch im räumlichen Sinne,
zeichnen es aus: Auf dem Berggrat fol-
gen die Königstöchter aus der zürche-
rischen Legende dem Hirsch mit dem
Kerzenschein auf dem Geweih, im Erden-
grunde wird der Urzeitkämpfe im Bern-
steingewand sichtbar. Keine Hügelkuppe,
die nicht ein Fähnlein Geharnischter trüge!
Fest und wohlgenut schreiten, die am
Abend bleiche Schläfer sein werden.
Ferne hinter ihnen schwinden im Silber-
morgenduft die stark getürmten Nester,
Gegenstand der letzten derben Spässe der
Zurückschauenden. Das Malerherz Frens
labt sich am Waffenglanz aus der Väter-
zeit. Er erhebt ihn zum Symbol alt-
schweizerischen Glückes. In seiner schön-
sten Ballade, dem „Zinntanz“, macht
es sich spürbar, wo dieser Glanz, der ret-
tend genahnt war, der Befähigung von
Granson, der die Ruhstatt unterm Schutt
der Mauer schon gerüstet steht, auf schäu-
mender Welle wieder entschwindet. Und
— „seht, sie grüßen noch und winken!“ —
die Eisenhauben der zurückgeschlagenen
Retter ferne noch im Sonnenschein
blinken!

Dem Genius der schweizerischen Bal-
ladenkunst vergleichbar, lehnt Katherine
von Wattenwil, auf der Bernerschanze
sitzend, ihr schönes, sehnsüchtiges Haupt
einmal an das Rohr eines mächtigen
Geschüßes. In großer Steigerung erlebt,
schaut und bereitet sich diese Frau, deren
Kindertränen schon der Bernermarsch
hervorstürzen ließ, was unsre Historie
an Glanz und Grauen, an dämonischer,
grotesker und ritterlich edler Erscheinung

für die Ballade herzugeben hat. Das
heimatlose Elend der Hugenotten flutet
an ihren Gerichtstag heran. Pestfeuer
verzehren in einer wildesten Föhnacht
unsrer Berge ihr karges Glück. Ihren
Ritten durch purpurne Stromlandschaft
begegnen schattige Pilgerschiffe und =ge-
sänge. Jagdhörner rufen ihrem ersten
Unheil. Auf den Mauern eines Bein-
hauses, das sie nächtlich betritt, hat ein
verschollener Maler ein fast „hans-
wurfstiges Gelächter“ über einen spu-
rigen Geistertumult ausgeschüttet und
das „Derbe dem Schaurigen mit genia-
lem Behagen“ vermählt. Tote packen
dort freche Reliquienräuber am Kragen.
Fren stellt das in Erfindung und Ge-
staltung schwelgend dar.

Empfindliche und pünktliche Wächter
und Bergelster sind die Toten in der
eigentlichen Ballade Frens. In Schatten-
heeren mit „Halmbart, Morgenstern und
Beil“ wider den Ritteradel zu stürmen,
nachdem ein Sempachtag verlodert ist,
ist ihnen gerade recht. Kaum daß der
Müller im Pelzrock die frierenden Schläfer
gefoppt hat, sind sie auf harschen Sohlen
hinter ihm her. Dem von schnellen Fein-
den gejagten Ritter eilen die dankbaren
Knochenmänner zu Hilfe: er hatte, an
ihren Gräften vorbeireitend, die Vitanei
für ihr Seelenheil nie versäumt. Zur
„Hut des Richters“ werden seine ge-
rechten Taten. Gedungene Mörder war-
ten auf den Heimritt des Gestrengen; sie
werden sich vor einem, von ihm selbst
ungeahnten Gefolge in ihren laubigen
Verstecken mit dumpfen Flüchen kraft-
los ducken müssen:

„Siehe, tannenschlanke Heergefellen
Reiten hinter Jost auf blütenhellen
Hengsten, in der Stahlfauft blanke Klingen
Und den Kreuzdolch an den Gürtelringen.
Stahl verhüllt das Antlitz, und vom Schild
Sprechen keine Wappen und kein Bild;
Nicht ein Hufschlag tönt, es weht kein Hauch,
Und kein Blatt erwacht und zuckt am Strauch!“

C. F. Meyer liebte diese vom Glanz
der Vision durchhauchte und mit so sanfter
Diktion fließende Ballade.

Grotesk erregte bärtige Häupter aus
Mauerlücken nach Feindestücke aus-
spähend, „Tuchz und Freudenschrei aus
Harnischkrägen gellend“, denen das „Hin
ist hin! wir müssen untergeh'n“ und der

Zinntanz mannlcher Helden bald nachfolgen werden, Hirtensegen über nächtliche Walslalt geisternd — der sterbende Ländler wähnt sich auf der Alpe bei seinen Loben —, Engelsgespann, das dem bresthaften Welpser die Himmelstrost vor die Hütte bringt, Bittgang über steilen Saumpfad, daß die Feldfrucht nicht im Sonnenbrande siede, „der Wachtel helle Sommerspiele“, die die kleinen Opfer des Kornjahrs, die in der Halmengasse verirrtten Kinder, einwiegen werden, Pfarrhof, durch dessen Gadengitter die „verblühten Augensterne“ der Sempachstreiter starren — sie melden sich zur Eintragung ins Jahrzeitbuch —, mächtig und schwermütig rauschender Wellenschlag, der „Ruhm und Ehren, doch tot den allerbesten Mann“ an unser schönstes Gestade anspült, Halmbart, die den wilden Freiharstbuben „Messe singt“, „Riß in speerumgitterte Schranken“, „Der Schlachtenwage hämische Schwanke“: das sind Motive und Ausdrucksformen, an denen man die Schweizerische Ballade Adolf Frens erkennt. Sie spricht die klassische Schweizerische Heldenprache. Brandolf von Stein ist verraten und den Henkern ausgeliefert: „Einen andern Hauptmann sollt ihr wählen,“ tröstet er seine Leute, „Meine Seele aber Gott befehlen vor der Feste Yverdun.“

Wie aus alten einprägsamen Holzsnitten gestiegen, mischt das Tier seine Angst und List in diese Schicksalswelt. Ihm geschieht nach Recht und Brauch der Legende: Geduckt schleicht Herr Negrin am Aerrand, er muß der Mutter das geraubte Büblein wieder bringen, sonst würde sie der Gottesmutter im Kapellchen das ihre nicht mehr zurückgeben, das sie ihr in bitterm Harn drohend aus dem Arm gerissen hat. Das „gute Grauchen“ setzt sich gegen den argen Wolf zur Wehr, trägt es doch auf seinem Rücken den Gottesmann durch den Wald: „Dieweil der Esel den Gesalbten trug, Verlieh ihm Gott zum Kampfe Kraft genug, daß er den starken Wolf darnieder schlug.“

Grazie, vordem ein fremder Gast in der Schweizerballade, führt durch Fren das Tanzmotiv in sie ein. Ueber den Heimweg des Pfarrherrn gaufelt ein von

fächerschwenkenden schäferlichen Paaren zierlich ausgeführtes Menuett. Vom Lindenaste aus lehrt das Geigenfräulein den ungelentten Burschen sich umtun.

„Kein Liedchen lacht so fein und rein
Von Nachtigallenzungen,
Gleich dreht er sich im leichten Reihn,
Von Geisterkraft geschwungen.“

In seiner so immergrünen Sihlwaldpoesie vollends, wo auf sein Geheiß in „traumerregter Sternennacht zuweilen eine sanfte Hirtenflöte aus Gehners eingedämmertem Arkadien erwacht“, tänzeln und kosen Damon und Doris mit erlesen stiledchter Schalkheit.

Freiharstbubenlieder leiten die Balladenkunst Frens ein, noch jung, wählt diese Kunst hier blutjunge Helden, die — aus den Knabenschuhen in den Harnisch und ins Totenhemd! — das wilde Lagerleben ihrer Zeit rasch durchlaufen. Das episch malerische streitet in diesen Liedern mit dem musikalisch lyrischen Element, wodurch sie den Charakter der Frenschen Balladendichtung vorauskünden. „Ich höre dumpfe Rufe schallen, Ein Harsthorn in der Ferne hallen. Es rührt sich in des Tales Gründen, Es wandert von der Berge Schlünden,“ so singen die Wächter am Eingang der Freiharstlieder, und schwungvoll füllt sich die Landschaft mit der angerufenen Landeskraft.

Fren bekundet eine auffallende Neigung, seine Gestalten in Züge einzureihen, Stimmung durch dieses Mittel zu vertiefen oder zu entspannen, seine Epik auffluten oder ruhend glänzen, die Bilderlasten sich häufen zu lassen. Unzählbar zieht mit seiner den Achtspann Stuten lenkenden Nacht die Heeresmacht der ihr untergebenen Traum- und Schlummergeister. „Eulenfittichleise Sohlen“ schleifen, Lethebecher schimmern, „scheue Riegen spukiger Wraunen“ huschen durch das Gewölke.

Mit Gewißheit sieht, wer sich die Epik Frens vergegenwärtigt, die Wattenwil in den Wetterschein der Schicksalsstunde ihres Geschlechtes (vor den Berner Gerichtsschranken) ziehen und die von Bernhard Hirzel geführten Bauern über die nächtliche Forch und die Dimmatbrücken schreiten. Er sieht den Hugenottenzug unter dem schwingenden Feuer seines

Psalmes in den Bernergassen und sein idyllisches Gegenstück, die bündnerische Alpentladung, die der Falknis von seinen Zinnen herab silbertropfig und mit Regenbogenglanz übersprüht.

Man könnte, zwei Züge vergleichend, eine Entwicklung der Freyschen Ballade erkennen. Die „Nachtfahrer“ in seiner Frühlyrik begehen blank gerüstet, von „Sternschein überflittert“ und im Glanz brokatner Mäntel einen „lichten Anger“. „Die verblühten Rosenauen“ ihrer Jugend wollen diese lebensdurstigen Toten suchen. In seiner um Jahrzehnte später entstandenen Dichtung „Des Dreibündengenerals Bestattung“ verbindet Frey mit schwer konzentrierter Bildhaftigkeit eine schlagkräftige Realistik. Meisterhaft stellt er vom Kriegsjammer verheerte menschliche Gestalt und ihre Schauplätze dar. „Und wo sie treten und wo sie schreiten, Da schreien die rauhgelaunten Zeiten. Die Stadel und Torfel sind gepiffen

Die Türen und Fenster herausgerissen;
Hier sind die Mauern zersprungen,
Hier leckten Feuerzungen.
Zerstampft sind die Wingert, verheert die
Felder

Und niedergeholzt am Berg die Wälder,
Und es spreizen aus Scheune und Kammer
Die scharfen Krallen Not und Jammer.“

„Und herrisch stapft der Trommelschlag In den feurgoldnen Oktobertag“, die in schwarz-weißem düster gehaltene, schweigsame Handlung einleitend, können diese Verse ein Symbol Freyscher balladesker Darstellung bedeuten, womit übereinstimmt, daß Vollendung bodenständigen epischen Stils hier erreicht ist. Die im großen Mittelstück der Dichtung besiegten und unterdrückten Klänge und Farben ermannen sich am Ausgang, springen auf und greifen herzhaf durch Berg und Tal, und mit ihnen triumphiert, „an die Degen schlagend“, die notfeste und heroische Schweizertroue.

Anna Fierz, Unterägeri.

Mit Adolf Frey zusammen.

Ateliererinnerungen von Ernst Würtenberger, Zürich.

Als ich noch in Emmishofen die Füße unter Vaters Tisch streckte — es war im Jahre 1901 — erhielt ich einen Brief von Adolf Frey, worin er mir die Absicht mitteilte, ein Bäcklinbuch zu schreiben. Albert Welki habe ihm gesagt, daß ich Aufschluß geben könne über die Technik Bäcklins der letzten Jahre. Dem Brief war ein gedruckter Fragebogen beigelegt, dessen Fragen überraschend klar und sachlich gestellt waren und die von vornherein erkennen ließen, daß der Fragesteller schon sehr tief in das Problem Bäcklin eingedrungen war. Auf diese Fragen sollte ich nun Frey schriftlich oder mündlich antworten. Der Brief erfreute mich doppelt: erstens konnte ich einmal mit jemandem über Bäcklin reden, der dafür wirklich Interesse und Verständnis hatte, und zweitens konnte ich Adolf Frey persönlich kennen lernen, von dem mir da und dort schon eindrucksvolle Gedichte begegnet waren und dessen Conrad Ferdinand Meyer-Biographie gerade in jener Zeit das abendliche Gesprächsthema unserer Familie bildete.

Bevor ich nun zu Adolf Frey nach

Zürich fahre, möchte ich noch einen Augenblick bei jenen Tagen verweilen; nicht daß sie gerade zum Thema gehörten, sondern mehr, weil es eben eine so glückliche Zeit war — damals. Mein Vater hatte mir, seiner gütigen Natur gemäß, aus drei kleineren Zimmern eins machen lassen; und nachdem noch ein Fenster verbreitert worden, war ein heimeliger Raum geschaffen, in dem sich, obgleich er ziemlich niedrig war, doch sehr wohl malen ließ. Da hauste ich nun in einer Welt von Del und Tempera. In Del wurde porträtiert, was nur eine Nase im Gesicht hatte; Kinder, Greise, Spezerei- und Fischhändler mit dito zugehörigen Gemahlinnen, arme Teufel, Freunde, Kommerzienräte, Schwindler, zugereifte Malerkollegen usw. Die Tempera war den Kompositionen vorbehalten; und da hatte ich's groß im Sinne: eine Penelope, die am Spinnrocken eingeschlafen war, eine Cassandra, hinten das brennende Troja, ein melancholischer König auf dem Thron, hinten eine Stadt, See und Gebirge in Sommermittagsonne usw. Da wollte ich's nämlich auch mei-